

## Dieter Haselbach zum 70ten

Stephan Opitz<sup>1</sup>

Dieter Haselbach lernte ich irgendwann 2006 oder 07 oder 08 kennen; ich erinnere es nicht genau. Doch war es im Zusammenhang einer Veranstaltung der Kulturpolitischen Gesellschaft, in der wir beide Mitglieder waren. Ein anderes Mal trafen wir uns im Umfeld einer Sitzung des Kulturausschusses der Länder (als Gremium der Kulturbeamten der Länder in der Kultusministerkonferenz). Dort stellte er sich als kulturadministrativer Berater vor. Was mich zunächst kein bisschen beeindruckte; ich hatte zu viele Berater während meiner ministerialen Berufsjahre kennen gelernt, die vom mehr oder weniger geschickten Fallenlassen von kulturmanagerialen Versatzstücken und dergestalt großen Klappen lebten.

Da der mir gegenüberstehende Mensch einen freundlichen Eindruck machte, hörte ich ihm dennoch zu; nach ein paar Minuten, in denen er über die Notwendigkeit evaluierender Erhebungen vor einem Einstieg in konkrete Beratung in Kulturbetrieben sprach, hörte ich ihm gerne zu; irgendwann flocht er einen schlaun britisch-akademischen joke in seine Rede und ich kam aus dem Lachen nicht heraus: Der hier war anders. Der wollte nicht auf Deibelkommraus an die Beauftragungstöpfe ran, der war in der Lage, potentiellen Auftraggebern auch zu sagen, seine Firma könne den Auftrag nicht übernehmen, da es gar keine Grundlage dafür geben könne, dass beim potentiellen Auftraggeber etwas sinnvoll geändert werden könne. Vor allem lernte ich schnell Dieter Haselbachs offenbar tief gegründete kultursoziologische Kenntnis und Belesenheit zu würdigen und zu schätzen.

Wir kamen in ein Gespräch, das bis heute andauert und dem ich viele Anregungen für meine eigene administrative und akademische Tätigkeit verdanke. Die Diskussionen in den genannten Jahren führten zu Überlegungen, die Unwuchten im Kulturbetrieb Deutschlands etwas genauer anzuschauen und die immer mehr mantraartige und begründungsfrei vorgeführte Behauptung, Kultur sei etwas absolut Gutes und müsse dementsprechend finanziert werden, scharf zurückzuweisen. Wobei Dieter Haselbach in besonderem Maße den Blick darauf lenkte, dass die Begründung für die Finanzierung von Sportstätten oder Umwelterziehung das habe, worauf Kulturpolitik bis heute immer noch weitgehend verzichtet: Vergleichbarkeiten.

Unsere Gespräche führten zu weiteren Bekanntschaften, aus denen Freundschaften wurden. Von Pius Knüsel, dem seinerzeitigen Chef der Stiftung Pro Helvetica, hatten wir auf Tagungen der Kulturpolitischen Gesellschaft schon viel gehört. Knüsel sah scharf und sehr analytisch auf die daher labernde Begründungslosigkeit in der Kulturpolitik und mahnte bundesweit und im gesamten deutschsprachigen Raum an, die Frage ‚Warum Kulturförderung aus öffentlichen Mitteln‘ schärfer zu stellen. Wir trafen uns mit ihm, wir nahmen Kontakt zu Armin Klein, dem leider vor kurzem verstorbenen vormaligen Professor für Kulturmanagement in Ludwigsburg, auf. Der hatte zum Thema Kulturfinanzierung und Kulturmarketing sich umfassend geäußert und stellte vergleichbare Fragen an die kulturadministrativen Strukturen in Deutschland.

1 Stephan Opitz ist Germanist und Skandinavist sowie Gründer und langjähriger Leiter des Nordkollegs Rendsburg. Seit 2009 ist er Professor am Institut für neuere deutsche Literatur und Medien der CAU; er leitet dort die Forschungsstelle Peter Rühmkorf und ist einer der 3 Generalherausgeber der textkritischen Rühmkorf-Ausgabe, der ‚Oevelgönner Ausgabe‘.

Allmählich kamen wir zum Entschluß, zu dem Ganzen eine Schrift zu verfassen und unseren Fragen und Beobachtungen die Form eines Buches zu geben. 2012 legten wir gemeinsam (Haselbach, Klein, Knüsel, Opitz) im Verlag Knaus in München das Buch ‚Der Kulturinfarkt‘ vor, freundschaftlich unterstützt vom damaligen Verleger Wolfgang Ferchl. Nachdem ein Vorabdruck aus dem Buch im Spiegel erschienen war, 3 Wochen vor dem eigentlichen Erscheinen, ging der Zirkus los. Die gesamte Kulturszene stürzte sich auf die 4 Autoren, dass wir nicht als Vaterlandsverräter gebrandmarkt wurden, war sicherlich der vorherrschenden sozialdemokratischen Grundtönung von Kulturpolitik geschuldet. Allerdings wurde sonst nichts ausgelassen, um die Autoren zu schmähen. Haselbach berichtete von massiv zurückgehenden Auftragslagen. Allerdings mehrten sich auch Stimmen in den Medien, die auf der Grundlage des Buches eine Debatte einforderten und insgesamt konnten wir uns auch über zustimmende und diskursive Stimmen nicht beklagen – sie waren genauso vorhanden.

Haselbach hielt uns mit seiner analytischen Gründlichkeit und unbeschadet aller z. T. tiefst emotionalen Anwerfungen zusammen. Das gelang ihm mit seinem genauen Blick auf die Strukturen des Kulturbetriebes und dessen im Verlauf der Debatte immer offener zutage tretenden intellektuellen Schwächen. Wir hatte uns, nur ein Beispiel, darauf verständigt, als These auszugeben, dass die Zahl der öffentlich geförderten Institutionen um 50% gekürzt werden solle; mit dem restlichen Geld möge man die verbleibenden Institutionen endlich ausreichend und auskömmlich finanzieren und mit etwaigen Resten Laienkultur fördern. Der Lautsprecher des Deutschen Kulturrates, Olaf Zimmermann, behauptete daraufhin öffentlich, die Autoren wollten die Kulturausgaben um 50% kürzen, was man ihm dann gerichtlich verbieten lassen musste. Dieter Haselbach behielt in der Debatte den klarsten Kopf von uns allen.

Heute, 12 Jahre danach, ist der ‚Kulturinfarkt‘ das, was er seinerzeit bezweckte und wollte: Eine Grundlage kulturstruktureller und -politischer Debatten. Das haben nicht zuletzt zahlreiche Beiträge in den kulturpolitischen Mitteilungen der Kulturpolitischen Gesellschaft gezeigt. Die Frage danach, was diese Gesellschaft kulturell will oder eben nicht, ist dringender denn je. Dieter Haselbach steht immer noch an, darauf Antworten zu finden. Jetzt vor allem als federführender Herausgeber der kritischen Ferdinand Tönnies Ausgabe. Und mit der Differenzierung von ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ kann man in der Kulturpolitik und in der darauf zu beziehenden Beratung viel anfangen.

Open Access © 2024 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CCBY 4.0).